

Ansprache des Präsidenten des Mediävistenverbandes zur Eröffnung des Ersten Interdisziplinären Symposiums, Tübingen, 31. Oktober bis 3. November 1984

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

es ist mir eine große Freude und Ehre, Sie zum ersten Symposium des im Mai vergangenen Jahres gegründeten Mediävistenverbandes e. V. hier in Tübingen begrüßen zu können.

Ganz besonders herzlich begrüße ich unsere ausländischen Gäste, die an unserem Symposium teilnehmen. Die weiteste Anreise hatten sicherlich unsere amerikanischen Freunde, die *professores* Gentry, Kleinhenz und Wenger. Zusammen mit den Gästen aus dem europäischen Ausland verkörpern sie für uns eines der Prinzipien unseres Verbands: die Internationalität. Gewiß: Wir verstehen uns als deutscher, deutschsprachiger Verband. Aber wir wissen, daß Mediävistik sich nicht durch die Grenzen von Ländern, Völkern und Sprachen einengen lassen darf. Wir brauchen die Mitarbeit möglichst vieler ausländischer Freunde und Kollegen, um, wie E. R. Curtius gefordert hat, europäisch denken und forschen zu lernen.

Wenn ich unsere amerikanischen Gäste besonders begrüße, hat das seinen Grund auch darin, daß von Amerika zahlreiche wichtige Impulse, auch hinsichtlich der Gründung unserer Gesellschaft, ausgegangen sind. Früher als bei uns in Europa sind in Amerika Bedingungen und Voraussetzungen einer modernen Mediävistik, aber auch ihre Aufgaben und Chancen gesehen und dargestellt worden. Welchen Aufschwung die amerikanische Mittelalterwissenschaft in den letzten Jahren erlebt hat, kann man in dem von Gentry und Kleinhenz edierten Band *Medieval Studies in North America* nachlesen.¹⁾ Es ist aber evident, daß die Amerikaner, die sich mit dem europäischen Mittelalter beschäftigen, den ständigen Kontakt mit den Zielländern ihrer Disziplin brauchen, nicht zuletzt mit Deutschland. Ich hoffe, daß es zu einer partnerschaftlichen Zusammenarbeit kommen wird, die beiden Seiten nützt.

¹⁾ Francis G. Gentry und Christopher Kleinhenz, *Medieval Studies in North America. Past, Present and Future* (Kalamazoo, Mich., 1982).

Besonders erfreut bin ich über die Vielzahl von Disziplinen, die mittlerweile in unserem Verband und auch auf diesem Symposium zusammengekommen sind. Prämisse des Verbandes, ja sogar *raison d'être* war die Überzeugung, daß Kultur nur im Wechselbezug sämtlicher erforschbaren Phänomene verstanden und dargestellt werden kann. Der Mediävist analysiert nicht nur Vergangenes, sondern den Bezug des Menschen zur Welt und zur Lebenswirklichkeit. Gerade die historischen Disziplinen tragen zum Verständnis des Menschen und seiner Aufgaben bei, denn Geschichte ist eine gestaltende Kraft, die in die Gegenwart hineinwirkt.

Aus den Prämissen des Verbandes ergeben sich auch seine Schwierigkeiten und Probleme. Interdisziplinarität ist vorläufig nur eine Art Programm oder Desiderat und kann nur ansatzweise verwirklicht werden. Immerhin vertreten unsere Mitglieder aber schon 20 verschiedene akademische Disziplinen bzw. Fächer. Gelegentlich ist beklagt worden, daß wir philologielastig seien, und aus unseren eigenen Reihen wurde geantwortet, das ergebe sich aus der Gründungssituation bzw. aus der Interessensrichtung der „Gründerväter“. Ein Vergleich mit der sehr viel älteren Medieval Academy of America zeigt aber, daß die Verhältniszahlen in den USA nicht sehr viel anders aussehen als bei uns – jedenfalls was die Vertretung der einzelnen Fächer anbetrifft.²⁾ Fast genau 50% unserer Mitglieder kommen aus den Neueren Philologien einschließlich der Germanistik. Etwa denselben Prozentsatz weisen in Amerika die Neueren Sprachen einschließlich Englisch auf: 49%. Unterschiedlich ist der Prozentsatz der jeweils muttersprachlichen Philologie: 22% entfallen beim Mediävistenverband auf die Germanisten, 31% bei der Medieval Academy auf das Fach Englisch. Die Historiker und Kunsthistoriker sind bei uns mit 22%, in Amerika mit 35% vertreten. Dafür stellen die klassischen Philologien bei uns 5%, in Amerika nur 3% aller Mitglieder. Neuere Sprachen und Geschichte (mit Kunstgeschichte) stellen bei uns 72% aller Mitglieder, in Amerika aber 84%. Das Spektrum der Disziplinen ist also bei uns größer, was aber wahrscheinlich an der unterschiedlichen Art der Erfassung liegt; etwa ein Drittel der amerikanischen Mitglieder machte keine Angaben zur eigenen Disziplin, während sich bei uns nur acht nicht festlegten. Daraus kann geschlossen werden, daß in Amerika die Mehrzahl der Mitglieder nicht an Universitäten beschäftigt ist – nur 48% gaben eine akademische Adresse an, bei uns 96%.

Noch viel eindeutiger sind die Zahlen beim Verhältnis von Männern zu Frauen in den Verbänden und Disziplinen. In Amerika nennt man diese Verhältniszahl *sex ratio*. Sie errechnet sich aus der Zahl der Männer per 100 Frauen. Im Gegensatz zur unmittelbaren Nachkriegszeit finden in den USA immer mehr Frauen Zugang zur Mediävistik. Von 1974–1982 war die *sex ratio* 108, d. h. auf 100 Frauen entfielen 108 Männer, eine Verhältniszahl, die 1946–1953 etwas sechsmal ungünstiger war: 618.

²⁾ Nach: David Herlihy, „The American Medievalist: A Social and Professional Profile“, *Speculum*, 58 (1983), 881–890.

Bei uns sieht es in dieser Beziehung noch recht düster aus; die *sex ratio* beträgt momentan 572. Bei den kleineren Fächern sind die Zahlen noch nicht recht aussagefähig. Tendenzen sind aber schon zu erkennen und können mit analogen Entwicklungen in Amerika verglichen werden. Besonders betrüblich ist die Situation bei uns in der Geschichtswissenschaft, wo wir auf ganze drei Frauen verweisen können. Das ergibt eine *ratio* von 1600; die amerikanische Verhältniszahl für Geschichte beläuft sich auf 440. In der Germanistik sieht es besser, aber nicht günstig aus; hier ist die deutsche *ratio* 685 gegen 212 in Amerika (Englisch). In den modernen Fremdsprachen, vor allem im Französischen, hat Amerika fast ein Gleichgewicht zwischen männlichen und weiblichen Vertretern erreicht, in Deutschland sind wir noch weit davon entfernt. Die Romanistik liegt mit 575 weit zurück, die Anglistik führt unangefochten mit 254.

Mir ist bewußt, daß die Zahlen alleine nicht allzu viel bedeuten und daß sie interpretiert werden müssen. Es ist sogar fraglich, ob die für die Medieval Academy so positive Aufwärtsentwicklung des Anteils weiblicher Mitglieder Anlaß zu reiner Freude ist. Die *sex ratio* der Neuzugänge fiel von 618 zu Anfang der fünfziger Jahre auf 92 im Jahre 1982, und der Trend hält offenbar an. Statt einer wachsenden Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern könnte man aber daraus genauso plausibel eine Rückkehr zur typischen Rollenverteilung für die Geschlechter erschließen: die *humanities* sowie die lehrerbildenden Fächer werden zunehmend zur weiblichen Domäne, die Naturwissenschaften werden oder bleiben männlicher Erbesitz.

Interdisziplinarität ist das wichtigste methodische Prinzip unseres Verbandes und unseres ersten wissenschaftlichen Symposiums. Die uns beschäftigenden historischen Phänomene können auf andere Weise gar nicht begriffen werden. Sie gehören in ganz bestimmte organische Kontexte und Strukturen, die sich dem Zugriff nur einer Disziplin entziehen. Daher postulieren wir fachübergreifende Kooperation und komplementäres Arbeiten.

Typisch für die modernen Fachwissenschaften ist die immer stärkere Spezialisierung und die damit verbundene Zergliederung des Forschungsgegenstandes in Einzelaspekte. Wir wissen immer mehr über immer weniger. Gerade in jüngster Zeit führte das zu einem Unbehagen an der Richtungs- und Orientierungslosigkeit der Wissenschaft. Der „Fortschritt“ der Wissenschaft, so heißt es, bedeutet keineswegs gleichzeitig menschlichen Fortschritt, führt nicht zu einem ganzheitlichen, organischen Weltbild.

Hinter den Stand der modernen Wissenschaft und damit hinter die Spezialisierung können wir nicht mehr zurück. Aber wir können versuchen, das geschlossene, ganzheitliche Weltbild des Mittelalters als eine Art Modell oder Exemplum zu erfassen, zweifellos als *discarded image* (C. S. Lewis), das uns keine geistige Heimat mehr bieten kann, dafür aber Sinn- und Wertstrukturen aufweist, die wir verloren haben. Im mittelalterlichen Weltbild, so sagte Bosl einmal, gab es weder Revolution noch Wandel, sondern nur die Wiederherstellung der „guten alten Ordnung“ und des vorgegebenen

Seins, die von den Menschen verdorben worden sind.³⁾ Niemand wird bezweifeln, daß Nachdenken über das, was uns gegeben worden ist und was wir weiterzureichen haben, nützlich und notwendig ist.

Interdisziplinarität ist für uns nicht nur neumodische Methode oder bildungs- und stellenpolitisches Alibi, sondern vom Gegenstand her geboten, ja sogar zwingend vorgeschrieben. Lassen Sie mich dafür drei Kronzeugen aus drei Sprachräumen aufrufen, deren Gesamtwerk modellartig das mittelalterliche Organon der freien Künste widerspiegelt: Hildegard von Bingen, Geoffrey Chaucer, Christine von Pisa. Alle drei waren universal interessiert und gelehrt und wußten einen guten Teil von dem, was man damals wissen konnte.

Hildegard von Bingen (1098–1179), die rheinische Sibylle, war visionäre Dichterin, aber im heutigen Wortverstand auch Sprachwissenschaftlerin, die eine aus 920 Wörtern bestehende Geheimsprache erfunden hat. Daneben war sie Medizinerin, Geologin, Botanikerin, Komponistin und Manuskriptillustratorin. Ihr riesiges Gesamtwerk spiegelt den Universalismus des religiösen, politischen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Denkens ihrer Zeit wider. Die kosmologisch fundierte Heilsgeschichte der Hildegard sieht den Menschen als leibhaftige Mitte des gesamten Kosmos, Natur und Mensch sind bei ihr aufeinander zugeordnet. Die Einheit der Schöpfungsordnung umfaßt die Engel ebenso wie die Mineralien im Erdinnern. Alles in der Welt ist aufeinander bezogen, „alles, was in der Satzung Gottes steht“, so sagt Hildegard von Bingen selbst, „gibt einander Antwort“.

Geoffrey Chaucer (1343–1400), der Ahnherr der englischen Dichtung (John Dryden), war mit sämtlichen Wissenschaften seiner Zeit wohlvertraut. Philosophen und Astronomen zählten zu seinen Freunden, Petrarca und Dante fühlte er sich ebenbürtig. Seine **Canterbury Tales** vermitteln einen Querschnitt durch die gesamte englische Gesellschaft, die er mit scharfem Auge und warmem Herzen gesehen und erlebt hat. Die Geschichten sind zusätzlich eine Art Enzyklopädie der damals üblichen Erzählformen – von der Ritterromanze bis hin zum Fabliau, wobei auch ausgewählte Gattung und Inhalt der Geschichte den jeweiligen Erzähler charakterisieren. Chaucers eigener Beitrag zu den **Canterbury Tales** besteht in der Erzählung vom Ritter **Thopaz**, die so läppisch ist, daß sie von den erbosten Zuhörern unterbrochen wird, sowie in der wenig eigenständigen Erzählung **Melibeus**, Beweis für die souveräne Selbstironie und Überlegenheit des Dichters, der es nicht nötig hat, sich selbst in den Vordergrund zu rücken. Der **Troilus** Chaucers, heute genauso geschätzt und gelobt wie im 14. Jhd., wird als der erste psychologische Roman der Weltliteratur angesehen. Das **Astrolabium** schließlich kündigt von seinen umfassenden Kenntnissen auf dem Gebiet der Astronomie – von der heute Astrologie genannten Wissenschaft hat er offenbar wenig gehalten. Hier ist Gottes Fülle – so kennzeichnet Dryden das Gesamtwerk Chaucers.

³⁾ „Die höfische Dichtung des Mittelalters als Quelle der Gesellschafts- und Mentalitätsgeschichte“, *Wirtschaftskräfte und Wirtschaftswege* 5, Festschrift für Hermann Kellenbenz, ed. Jürgen Schneider (Stuttgart, 1981), p. 23

Und schließlich Christine von Pisa (1365–1429/30), eine der anregendsten Schriftstellerinnen des späten Mittelalters. (Ihr bedeutendes Buch über die **City of Ladies** ist 1982 in der schönen englischen Übersetzung von Earl Jeffrey Richards herausgekommen.) Christine hinterließ ein riesiges Oeuvre in Vers und Prosa, von virtuos-rhetorischen Gelegenheitsgedichten bis zum moralphilosophischen Traktat. Während von den Zeitgenossen vor allem die religiösen Schriften hochgeschätzt wurden (so z. B. **Heures de contemplation sur la passion de Nostre Seigneur**, 1429) sind wir heute stärker fasziniert von den politischen Schriften, etwa den **Lamentation sur les maux de la guerre civile** (1410) oder dem **Livre de la paix** (1412–14). Auch mit ausgesprochen „männlichen“ Themen und Problemen hat sich Christine von Pisa häufig auseinandergesetzt, so z. B. in einem umfangreichen Buch über Ritterschaft: **Le Livre des fais d'armes et de chevalrie** (1409–1410). Christine war eine der ersten Frauen der Weltliteratur, die von ihrer Feder leben mußten. Sie bringt ihre reichen Erfahrungen als Ehefrau, Mutter, Gelehrte und Schriftstellerin auf höchst persönliche Weise in ihr Werk ein, das dadurch nicht nur einen guten Teil des überlieferten Wissens der Zeit festhält, sondern gleichzeitig auch noch ein höchst persönliches Zeugnis einer faszinierenden Frau darstellt. Christine von Pisa hat ganz deutlich gesagt, daß auch Frauen in den *artes*, den Künsten und Wissenschaften, ausgebildet werden sollten, und vor allem bestand sie immer wieder darauf, daß Frauen aus der Geschichte lernen sollten, eine Forderung, die bis zum heutigen Tag ihre Aktualität nicht eingebüßt hat.

Sicherlich ist es kein Zufall und spiegelt das moderne Forschungsinteresse wider, daß zwei der drei kurz vorgestellten Gestalten Frauen sind; wiederum kein Zufall ist es aber auch, daß der männliche Dichter der bei weitem am besten erforschte ist. Beide Frauen, so selbstbewußt und autoritativ sie in Leben und Schriften auftraten, waren keine „Feministinnen“ im heutigen Wortverstand und auch nicht das, was viele Verfechterinnen der *Women's Studies* gerne in ihnen sehen würden. Das Verständnis dafür, daß intellektuell brillante Frauen des Mittelalters fraglos ihre Unterordnung unter die Männer in einer hierarchisch geordneten Gesellschaft akzeptiert haben, fällt uns (auch den Männern) heute sehr schwer. Doch ebenso fremd sind uns Erscheinungen wie das „Moralisieren“ des Pfarrers am Schluß der **Canterbury Tales**, die *Retractatio* des Dichters oder gar der Antisemitismus der **Prioress' Tale**. Hier stoßen wir an die Grenzen unseres Verständnisses für das Mittelalter – es sind eben auch die Grenzen des mittelalterlichen Weltbilds. Wir müssen anerkennen und respektieren, daß das Zusammenfügen verschiedener Aspekte aus verschiedenen Blickwinkeln niemals ein vollständiges Gesamtbild ergeben wird – die *summa partium* kann nicht die *summa totius* sein.

Hildegard von Bingen – Geoffrey Chaucer – Christine von Pisa – möge dieser Dreiklang dem Verband und dem Symposium gegenwärtig sein als Anruf aus einer Welt, die vielen von uns fern und fremd ist, eine „half alien culture“ – und die doch mit so vielen Problemen rang, die auch noch unsere Probleme sind.

Ich wünsche dem ersten Symposium des Mediävistenverbandes e. V. einen
erfolgreichen Verlauf – und erkläre hiermit das Symposium für eröffnet.

Regensburg

Karl Heinz Göller